



Univ.-Prof. Arch. Dipl.-Ing.
Christoph M. Achammer

Was bezweckt heute ein Diskurs über Industriebau, während das Gespenst der „Entindustrialisierung“ Europas umgeht? Setzt man Industriebauten mit riesigen Anlagen rauchender Schloten gleich, so ist diese Frage vielleicht sogar berechtigt. 2010 jedoch sprechen wir von Facilities für intelligente Produktionsprozesse, die bereits 2/3 ihrer Flächen der Forschung, Entwicklung, Dienstleistung und Kommunikation widmen. Produktstandzeiten von weniger als 18, Entwicklungszeiten von unter 20 Monaten – sogar für „altmodische“ Produkte wie Automobile – und die bedingungslose Marktnähe haben die Anforderungen an den Industriebau dramatisch verändert. Hinzu kommt die Herausforderung attraktiver, menschengerechter Arbeitsplätze für eine immer dünner werdende qualifizierte Personaldecke. Last but not least wird heute ein industrielles Produkt auch am Markt mit der Qualität der Produktionsgebäude identifiziert.

INDUSTRIEBAU VERLANGT HÖCHSTE FLEXIBILITÄT
Industriebau ist, wie kaum eine andere Gebäudeform, repräsentativ für die Rahmenbedingungen unserer Zeit: Er verlangt höchste Flexibilität, da 50 % aller zu erzeugenden Produkte bei Planungsbeginn noch nicht entwickelt sind. Ein enges Kostenkonzept fordert kürzeste Termine für Planung und Bau. „Time to Market“ bestimmt das Gebäude – die Immobilie ist einer von vielen Kalkulationsfaktoren des fertigen Produkts, wobei integrale Technik (Produktions- und Gebäudetechnik) bis zu 90 % der Gesamtinvestition ausmacht. Ästhetische und soziokulturelle Erwartungen an ein lebenszyklusorientiertes Gebäude sind heute wesentliche Parameter für erfolgreiche Industriearchitektur. Der Zusammenbruch der „Casinoökonomie“ im Jahre 2008 hat zu einer geänderten Einstellung zu davor eher verpönten Investitionen in „niedrig rentable Stein und Erden“ geführt. Realwirtschaftliche Unternehmenslenker sehen wieder Chance und Verpflichtung, in längerfristigen Engagements „Kulturbauten“ für ihre Firmen zu errichten, welche nicht nur in den Bilanzen Werte darstellen – also nachgerade ideale Herausforderungen für Architekten und Ingenieure, sich in wirklich integraler Zusammenarbeit dem Thema zu widmen.

INDUSTRIEBAU KANN GRÄBEN ZUSCHÜTTEN

Es ist kein Wunder, dass die Methodik des integralen Planens tatsächlich aus dem Industriebau kommt: Hier müssen Bauherren und Arbeitnehmervertreter, Betriebsplaner, Architekten und Ingenieure in einem simultanen Prozess die komplexe Aufgabe der Entwicklung eines Prototypen bewältigen, immer öfter unter Einbeziehung ausführender Unternehmen in diesen Prozess, ohne der Gefahr zu erliegen, Qualität gegen Kostenminimierung einzutauschen. Insofern kann der Industriebau für alle anderen Felder des Bauens Beispielfunktion haben. Eine frühzeitige Top-Down-Betrachtung der Baukosten ist eines von vielen Elementen des Gesamtprozesses. Damit können sich alle Planungsbeteiligten auf höchste Qualität im vorgegebenen Termin- und Kostenrahmen fokussieren. Eine derart klare Zielsetzung wünscht man sich auch bei anderen Aufgaben.

Für mich persönlich ist der Industriebau die perfekte Gelegenheit, den tiefen Graben zwischen Architekten und Ingenieuren im kreativen Miteinander wieder ein Stück weit zuzuschütten und sich so gegenseitig zu kreativen Spitzenleistungen zu motivieren; – und eine Gebäudeart, bei der Bauherren verstehen, dass der kreative Planungsprozess, der 1 % der Lebenszykluskosten ausmacht, fast 50 % derselben nachhaltig beeinflusst – und das ohne Betrachtung der Soft Facts, die Unternehmensimage und Arbeitsumfeld engagierter MitarbeiterInnen wesentlich beeinflussen.

Christoph M. Achammer,
Univ.-Prof., Dipl.-Ing., Architekt
ATP Architekten und Ingenieure, Vorstandsvorsitzender und Architekturpartner
Univ.-Professor am Lehrstuhl für Industriebau und interdisziplinäre Bauplanung, TU Wien, Institut für interdisziplinäres Bauprozessmanagement